

SWR2 Forum Buch

13.11.2011 /// 17.05 Uhr

Redaktion: Wolfram Wessels

Mit Büchern von: Doug Saunders, Colin Crouch, David Harvey, Walter Isaacson, Carsten Knop, Franz Overbeck, Sabine Appel

Besprechung:

Doug Saunders: Arrival City. Über alle Grenzen hinweg ziehen Millionen Menschen vom Land in die Städte. Von ihnen hängt unsere Zukunft ab.

Aus dem Englischen von Werner Roller.

Blessing Verlag, 576 S., 22,95 €.

Rezension: Martina Wehlte

Besprechung:

Colin Crouch: "Über das befremdliche Überleben des Neoliberalismus: Postdemokratie II".

Übersetzt von Frank Jakubzik

Edition Suhrkamp, 248 Seiten, 19,90 Euro.

Rezension: Roman Herzog

Besprechung:

David Harvey. Marx' "Kapital" lesen.

Aus dem Englischen von Christian Frings.

VSA Verlag Hamburg. 416 Seiten, 24,80 €.

Rezension: Barbara Eisenmann

Gespräch:

Walter Isaacson: Steve Jobs. Die autorisierte Biografie des Apple-Gründers.

Aus dem Amerikanischen von Antoinette Gittinger u.a.

Bertelsmann, München 2011

704 Seiten, 24,99 Euro

Carsten Knop: Big Apple. Das Vermächtnis des Steve Jobs

Frankfurter Allgemeine Buch, 224 Seiten, 19,90 Euro

Carsten Knop im Gespräch mit Wolfram Wessels

Besprechung:

Franz Overbeck: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche.

Mit Briefen an Heinrich Köselitz und mit einem Essay von Heinrich Detering. Berenberg Verlag, 156 S., € 20

Sabine Appel: Friedrich Nietzsche. Wanderer und freier Geist.

C.H. Beck Verlag, 273 S., €19,95

Rezension: Ludger Lütkehaus

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Doug Saunders: Arrival City. Über alle Grenzen hinweg ziehen Millionen Menschen vom Land in die Städte. Von ihnen hängt unsere Zukunft ab.
Von Martina Wehlte

Arrival City – Ankunftsstadt, diesen Begriff findet man (noch) nicht im Lexikon. Geprägt hat ihn der kanadisch-britische Journalist Doug Saunders und – gleich zum Titel einer fast 600-seitigen Darstellung der weltweiten Migrantenvororte großer Städte gemacht: der Banlieues Difficiles, Chinatowns oder Little Indias in den reichen Ländern, der Slums, Favelas oder Shantytowns in den Entwicklungsländern. Doug Saunders Sprachschöpfung ist mehr als nur ein Gag, denn bürokratische Termini wie „von bestimmten Ethnien geprägte Bezirke“ oder „Zuwanderergemeinschaft“ suggerieren fremdartige statische Anhängsel urbaner Identität oder gar, mit den Worten des Autors: „krebstartige Wucherungen einer ansonsten gesunden Stadt“. Im Gegensatz dazu gibt „Ankunftsstadt“ die dynamische Struktur und den Übergangscharakter dieser Orte wieder. Es lässt ein Entwicklungspotential mitschwingen, das charakteristisch für diese Übergangsräume ist, aber sowohl von den Politikern und Stadtplanern als auch von vielen Mitbürgern verkannt wird.

Sprecher: Die Ankunftsstädte sind die Orte, an denen sich der nächste große Wirtschafts- und Kulturboom oder die nächste Explosion der Gewalt ereignen wird. Was sich letztlich durchsetzt, hängt von unserer Fähigkeit, solche Entwicklungen wahrzunehmen, und von unserer Bereitschaft zum Engagement ab.

Bei den Migrationsbewegungen innerhalb eines Landes oder über Grenzen hinweg handelt es sich insgesamt um eine Landflucht von den Ausmaßen einer Völkerwanderung, an der weltweit zwei oder drei Milliarden Menschen teilnehmen und die uns bis zum Ende des Jahrhunderts zu einer gänzlich urbanen Spezies machen wird.

Sprecher: In diesem Jahrhundert ist ein Drittel der Weltbevölkerung in Bewegung, zieht vom Dorf in die Stadt. Im Jahr 1950 lebten 309 Millionen Menschen in den Entwicklungsländern in Großstädten, bis zum Jahr 2030 werden es 3,9 Milliarden sein.

Während gegenwärtig nur 41 Prozent der Asiaten und 38 Prozent der Afrikaner in Städten leben und die Landbevölkerung so unproduktiv arbeitet, dass sie nicht einmal den eigenen Bedarf decken kann, weisen die reichen Länder Nordamerikas, Europas, Australiens und Ozeaniens sowie Japan seit Jahrzehnten eine gleichbleibende städtische Bevölkerung von 72 bis 95 Prozent auf. Meist sind hier weniger als fünf Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig und produzieren doch mehr Nahrungsmittel für den Export als alle auf die Landwirtschaft ausgerichteten Entwicklungsländer zusammen. So leben denn auch fast alle Ärmsten der Armen, die mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen müssen, auf dem Land; nicht weil sie es wollen, sondern weil sie dort festsitzen. Als einziger Ausweg aus diesem Dilemma erscheint vielen der Aufbruch in die Stadt. Es sind immer Einzelne aus einer Großfamilie, die an die Ränder großer Städte ziehen, dort unter freiem Himmel nächtigen oder sich illegal ansiedeln, Arbeit suchen und Geld nach Hause schicken, bis irgendwann Angehörige nachkommen können. Dabei sind es durchaus nicht immer Männer, die sich auf den langen entbehrungsreichen Weg in eine bessere Zukunft machen. Oft verdingen sich Frauen als Haushaltshilfen und billige Industriearbeiterinnen, so wie im Europa des neunzehnten Jahrhunderts, das mit dem Zuzug vom Land und der rasanten Technisierung einen grundlegenden sozialen und politischen Wandel erfuhr.

Wie funktionieren nun Ankunftsstädte, wenn nicht kurzsichtige Politiker, ordnungswütige Stadtplaner und Sicherheitskräfte ihnen gewaltsam ihr Entwicklungspotential nehmen? Wenn die bei Nacht provisorisch errichteten Hütten und Häuschen nicht tagsüber wieder abgerissen, ihre Bewohner nicht in Sammelunterkünften und dann in großen, teuren Mietshäusern einquartiert werden, sondern einen Straßenverkauf, ein kleines Geschäft, einen Imbiss, eine Werkstatt für Holzbadewannen oder was auch immer eröffnen können? Wenn Wasserleitungen und Kanalisation gebaut werden? - Dann kommt es zu einem Prozess, der es den Neuankömmlingen zunächst ermöglicht, ein Netzwerk zwischen ihrem Dorf,

der Ankunftsstadt und der bestehenden Stadt zu schaffen und zu pflegen und so ein Stück Sicherheit und Identität in fremdem Lebensraum zu gewinnen. Sodann setzt ein Zugangsmechanismus ein, indem über die geknüpften Netzwerke billige Unterkünfte und erste Arbeitsmöglichkeiten verschafft werden. Das sind die Voraussetzungen für den Nachzug im Rahmen einer sogenannten Kettenmigration. Nach erfolgreicher Sozialvernetzung und einer Sparphase kommt es dann zu einer gewissen Etablierung. Durch Kredite und informelles oder rechtsgültiges Handeln wird ein Haus gebaut, ein kleines Unternehmen gegründet, wird Fühlung zur Kernstadt aufgenommen, um für die Kinder eine gute Ausbildung zu erreichen oder ein politisches Amt zu übernehmen. Der letzte Schritt ist dann der Aufstieg in die obere Arbeiterschicht mit festen Arbeitsplätzen und eigenem Besitz oder in die Mittelschicht.

Doug Saunders hat jahrelang recherchiert, liefert eine Fülle von Zahlen und Fakten, zeigt an Fallbeispielen – besonders ausführlich etwa an Istanbul – Entwicklungen auf. Und, besonders wichtig, er war vor Ort, hat sich von den Migranten der ersten, zweiten und dritten Generation berichten lassen und aus ihren Erfahrungen ein lebendiges Bild von den Gefahren und Chancen für die *Arrival Cities* und ihre Bewohner gezeichnet. Inwieweit sich durch die enormen Wanderungsbewegungen und die Verstärkung sowohl ein globaler Wandel vollziehen wird – ein Ende des Bevölkerungswachstums durch die Entwicklung zu kleinen städtischen Kernfamilien – als auch eine Veränderung sozialer und ökonomischer Strukturen vor Ort schon jetzt feststellbar ist, das zeigt der Autor am chinesischen Liu Gong Li, an Kamrangirchar im Südwesten von Dhaka (Bangladesch), am Londoner Banglatown, an der Gececondu, dem ehemaligen 1.Mai-Viertel von Istanbul oder an Berlin-Kreuzberg. Gerade ein Vergleich der beiden letztgenannten Orte ist erhellend für die richtige oder falsche Weichenstellung einer gelungenen Integration, die ein wesentlicher Bestandteil urbaner Vitalität ist.

Sprecher: Die türkischen Dorfbewohner am Stadtrand Istanbul und die türkischen Dorfbewohner in der Berliner Innenstadt begannen ihre Reise am gleichen Ort, zur gleichen Zeit und mit denselben Ambitionen, aber ihre unterschiedlichen Ankunftsstädte machten sie zu ganz verschiedenen Menschen.

Die funktionierende Ankunftsstadt in den sechziger, siebziger, achtziger Jahren ist Istanbul. Und das liegt nicht daran, dass die unterschiedlichen Volksgruppen und Religionsgemeinschaften, die zugezogenen Aramäer, Kurden, Albaner, die Aleviten und Sunniten letztlich Landsleute der Stadtbevölkerung waren. Nein, die genannten Rahmenbedingungen, die auf eine dauerhafte und vollwertige „Einbürgerung“ angelegt waren, - die stimmten. In Deutschland hingegen war man in völliger Fehleinschätzung der Situation von einem etwa zweijährigen Aufenthalt der seit 1961 angeworbenen männlichen Arbeitskräfte ausgegangen, denen man rechtlich und zwischenmenschlich den vorübergehenden Status des Gastrechts zubilligte und die von sich aus wieder in ihr Heimatland zurück wollten. Dann stellte sich heraus, dass Monate für ein sprachliches Basistraining und betriebliche Schulung notwendig waren; dass Arbeiter, die von ihren Familien getrennt lebten, weniger produktiv waren, weshalb man Nachzüge und eine Festansiedlung förderte, während die türkischen Dörfer von den regelmäßigen Überweisungen abhängig wurden. Ein Rückzug wurde also immer unwahrscheinlicher. Die Vernetzung klappte zwar recht gut, denn 2002 lebten in der Bundesrepublik 2,5 Millionen Türken, von denen nur 30 % als Arbeiter ins Land gekommen waren. Aber:

Sprecher: Die Regierung unternahm nichts, um sie beim Übergang zu einem städtischen oder europäischen Leben zu unterstützen, da es sie nach offizieller Lesart gar nicht gab. Im Jahr 2002 hatten nur 470.000 von ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft erlangt.

Das unterscheidet die Situation in Deutschland von derjenigen in anderen europäischen Ländern, erklärt die unbelebten, von Müll gefüllten Straßen in Kreuzberg, die Verweigerung gegenüber der - schwierigen – Sprache, die fremdartigen Praktiken von Kopftüchern, Burkas, Zwangsheiraten bis zu Ehrenmorden als ein Resultat von Desintegration, ja als einen vom Westen hervorgebrachten islamischen Konservatismus. Daran hat auch das 2000 verabschiedete Ausländergesetz nichts geändert, wonach sich türkischstämmigen in Deutschland geborenen Staatsbürger im Alter von 23 Jahren für *eine* Staatsbürgerschaft entscheiden müssen. Denn der rechtliche Status der Einwanderer stimme, so Doug Saunders, nicht mit ihrer tatsächlichen Lebenssituation, mit der Perspektive irgendwann in die Türkei zurückzugehen, zurückgehen zu müssen, überein. Auch erklärt sich daraus, „noch in der dritten

Generation fortdauernd als Besucher auf Zeit oder „Ausländer“ behandelt“ zu werden und dem daraus folgenden Identitätsmangel.

In einer funktionierenden Ankunftsstadt kann und muss Integration gelingen, nicht nur um das Überleben der Ärmsten der Armen zu sichern, sondern um den bestehenden urbanen Systemen dauerhaft neue Kräfte zuzuführen und eine dynamische gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung zu ermöglichen, ob in Peking oder Mumbai, in Sao Paolo, Toronto oder – Berlin: Es ist eine Chance.

Colin Crouch: "Über das befremdliche Überleben des Neoliberalismus: Postdemokratie II". Von Roman Herzog

Was bleibt nach der Finanzkrise vom Neoliberalismus, der vorherrschenden Ideologie der Manager und Spekulanten, die 2007 die Weltwirtschaft in den Abgrund riss? So fragt der britische Politologe Colin Crouch in seinem neuen Buch und gibt sogleich die Antwort.

Sprecher

Vom Neoliberalismus bleibt so gut wie alles. Die wirtschaftlichen und politischen Kräfte, die hinter dieser Agenda stehen, sind zu mächtig, als dass ihre Vorherrschaft ernsthaft ins Wanken gebracht werden könnte. Wir haben erlebt, wie eine von der rücksichtslosen Gier der Banken verursachte Krise in ein Problem der Staatshaushalte umgewandelt wurde. Während heute die Boni der Banker auf Vorkrisenlevel zurückkehren, verlieren im öffentlichen Dienst Tausende ihre Stellen.

Mit der Dauerrezession und Krise leben also, die von der Börse und den Banken ausgelöst wurde - das klingt wie eine Bankrotterklärung gegenüber der Macht der Bankiers und Spekulanten, einem Abdanken kritischen Denkens und politischen Widerstands gegen kriminelle Machenschaften, die – folgen wir dem ehemaligen Linken Crouch – nun einmal leider nicht zu verändern seien. Und das verwundert, zumal der Oxford Professor in seinem Buch anschaulich zeigt, wie das System des Neoliberalismus entstanden ist, das uns heute in unserem Sein und Denken derart gefangen hält. Es ist von Menschen gemacht – also auch von Menschen veränderbar. Nur ist es eine Frage der Macht und des Willens. Zu Hilfe kommen könnte etwa, dass das Agieren der Neoliberalen an den Finanzmärkten von Juristen mittlerweile als organisierte Kriminalität eingestuft wird. Solche Aspekte sieht Crouch jedoch nicht.

Die Feststellung, man müsse sich der Macht der Bankiers und Großkonzerne unterwerfen, ist allerdings folgerichtig in seinem Denken. Vor drei Jahren benannte und akzeptierte er in seinem Buch "Postdemokratie", dass unsere Gemeinwesen zu formalen Spektakelgesellschaften verkommen seien, in denen einmal alle paar Jahre Wahlen abgehalten würden, die rein gar nichts entschieden. Denn sie würden von korrupten politischen Akteuren als Freibrief verstanden für eine Politik, die allein ihre Bankkonten und die der Wirtschaftsbosse fülle, deren Interessen sie vertreten – unterschiedslos von ganz links bis ganz rechts. Von der Idee der Demokratie, der Bestimmung der Politik durch das Volk, sei nichts geblieben. Das sind damals wie heute erstaunlich klare Worte aus dem Munde eines etablierten Professors, die dann in ihrer Radikalität aber sofort abgeschwächt werden durch das, „wir können nichts dagegen tun“.

Crouch hat sein neues Buch mit dem Untertitel Postdemokratie II vor den derzeitigen, gezielten Spekulationsattacken geschrieben, die drei Jahre nach dem Bankencrash – Stichwort Lehman-Pleite – heute als Schuldenkrise der Staatshaushalte Medien und Öffentlichkeit der Welt in Atem halten. Denn die Tausenden von Milliarden, mit denen in den USA, Japan und Europa die Banken vor dem Bankrott gerettet wurden, konnten nur über eine Staatsverschuldung finanziert werden, aus den Steuerzahlungen der Allgemeinbevölkerung also, deren Einkommen weiter sinken ebenso wie die Sozialleistungen eines Staates, der seinen Aufgaben immer weniger nachkommt bzw. nachzukommen bereit ist. All das – das ist mit Crouch klar zu erkennen und nachzuvollziehen – hat System. Es sind bewusste Entscheidungen und Maßnahmen, entstanden unter Anleitung der wenigen Manager und Bankiers, die – Krisen hin, Krisen her – keine Variation ihrer Rezepte kennen, auch wenn deren Scheitern immer offener zu Tage tritt. Verkauft werden uns die Maßnahmen allerdings wie eine Quasi-Naturkatastrophe, der wir schutz- und machtlos ausgeliefert seien. Quasi ein Tsunami der Börsen, die allerdings einmal von der Politik kontrolliert wurden, nach der Weltwirtschaftskrise von 1929, ausgelöst durch ungehinderte Spekulation - wie heute. Danach schritt die Politik ein und schützte Staat und Gesellschaft bis in die neunziger Jahre vor dem verantwortungslosen Handeln der Spekulanten. Als der Neoliberalismus aufkam, wurde dieser Schutz dann wieder abgeschafft um den Markt zu „befreien“. Und seitdem haben wir wieder Finanzkrisen.

Die Vertreter des Neoliberalismus, das zeigt Crouch ebenfalls deutlich, haben es geschafft, derart von der direkten Führung der Staatsgeschäfte Besitz zu ergreifen und zugleich dermaßen viele Staatsaufgaben zu privatisieren, dass die Politik heute, so scheint es, vielleicht tatsächlich kaum noch etwas auszurichten vermag: zu bereitwillig hat sie die Steuerkapazitäten an die Privatwirtschaft abgegeben und ihre eigene Funktionsweise an Unternehmenskriterien ausgerichtet: wirtschaftliche Effizienz und Börsenwert statt Bürgernähe und Allgemeinwohl.

Und der Protest? Die Tatsachen scheinen – abgesehen von den Jugendunruhen in Spanien, Israel oder England – der ernüchternden These Crouchs – dass man nichts dagegen tun könne – Recht zu geben, zumindest geschieht nichts: gebannt wie das Kaninchen vor der Schlange verfolgt die Mehrheit, wie wenige Akteure der Finanzwirtschaft und Großkonzerne mit den gewählten Regierungen Schach spielen, um sie auch weiterhin zu den Sparprogrammen und Ausgabenkürzungen im Sozialbereich zu zwingen, die die Bankiers und Unternehmer verlangen, um ihre neoliberale Umwälzung der Gesellschaft immer weiter zu führen. Es ist eine grundlegende soziale Umverteilung unter umgekehrten Vorzeichen, die nicht erst heute sondern seit Anfang der 80er Jahre von den Armen nimmt, um den Reichen zu geben. Das ist die Politik der vergangenen 30 Jahre: in Deutschland seit Helmut Kohl, in den USA seit Ronald Reagan und in England seit Margaret Thatcher, den Politikern also, die Ende der 70er Jahre die Weichen umstellten und eine Politik der Vollbeschäftigung und sozialen Umverteilung von oben nach unten für beendet erklärten. Was sie und ihre sozialdemokratischen Nachfolger, angeführt durch die neoliberalen Ideologen, dann innerhalb von dreißig Jahren an gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Umwälzung weltweit in die Wege leiteten und zu verantworten haben, hat zu der heutigen Situation geführt. Und das alles ist bei Colin Crouch ausgezeichnet und in zahlreichen Details nachzulesen. Denn auch wenn der Wissenschaftler einer derart zynischen Unterwerfung der vielen unter die Macht der wenigen das Wort redet, ist sein Buch in der Beschreibung dessen, was geschehen ist, was dieses System zum Laufen gebracht hat und es über alle Krisen hinweg am Laufen hält, ein wirklich hilfreiches und gutes.

Sprecher

Der übermäßige Optimismus der Börsen speist sich nicht zuletzt aus der Annahme der Händler, dass die Staaten der Welt einen Zusammenbruch des Systems nicht zulassen und alle Verluste ausgleichen werden. Den Banken ist es gelungen, ihre Gewinne zu privatisieren und ihre Verluste zu vergesellschaften. Heute wissen die Banken, dass der Staat sie raushauen wird und bereit ist, ihre Rettung mit Kürzungen im öffentlichen Dienst zu finanzieren. Der eine Versuch einer Regierung, sich dieser impliziten Erpressung zu verweigern – die Bereitschaft der US-Regierung, den Zusammenbruch von Lehman Brothers hinzunehmen -, führte zu einer derartigen Schockreaktion auf den Märkten, dass es seither nur noch großzügige Rettungsaktionen gab. Wenn die Banken künftig ihre Risikoberechnungen anstellen, können sie aufgrund des gestärkten Vertrauens in staatliche Rettungsmaßnahmen deshalb noch höhere Risiken eingehen als in der Vergangenheit.

**David Harvey. Marx' "Kapital" lesen.
Von Barbara Eisenmann**

O-TON (24.14)

You know if you say you have been teaching the same book for 40 years people kind of think oh my god how boring (lacht) this person must be (lacht), and you know I guess I am, but on the other hand to me I have been astonished by what new things I see in Marx everytime I read it in relationship to the situation as it exists right now, because I am always thinking about well how does this read in this context right now. (1.55) Well I think if you are curious about daily life and you try to understand the dynamics of daily life then you have to have some framework to try to understand what is happening to people, right now around foreclosures, unemployment, and try to figure out why it is happening in the way it is happening. So for me Marx provides a method of inquiry, I don't like to think of him as providing a set of propositions that we apply to the world, but as a method of inquiry to try to understand our contemporary situation. So when I am teaching Capital f.ex. I try to do it in such a way as to open up ways of thinking about contemporary circumstances rather than teaching it as fixed body of doctrin.

ÜBERSETZER

Wenn man sagt, dass man dasselbe Buch seit 40 Jahren unterrichtet, denken die Leute: *Oh Gott, was muss das für ein Langweiler sein*, und wahrscheinlich bin ich das ja auch. Aber auf der anderen Seite hat es mich immer wieder überrascht, wie viel Neues ich jedes Mal in Marx entdecke, wenn ich die Lektüre in Beziehung setze zur Gegenwart. Wenn man sich für das Alltagsleben interessiert und dessen Dynamik verstehen möchte, dann braucht man irgendeine Art von Rahmenwerk, das es einem erlaubt zu verstehen, was den Leuten passiert, beispielsweise jetzt gerade die Zwangsversteigerungen oder die Arbeitslosigkeit, und das es einem auch erlaubt herauszufinden, warum es auf diese Art und Weise passiert. Marx hat aus meiner Sicht eine Untersuchungsmethode zur Verfügung gestellt und nicht ein Set von Aussagen, die man einfach auf die Welt appliziert. Wenn ich also *Das Kapital* unterrichte, versuche ich es so zu tun, dass ich Denkweisen öffne, wie man über die gegenwärtigen Umstände nachdenken kann, und nicht einen festgelegten doktrinären Korpus vermittele.

AUTORIN

Das ist David Harvey. Er ist ein in linken Kreisen bekannter britischer Humangeograph, der am *Graduate Center* der *City University of New York* unterrichtet. Auf seiner Webseite kann man sich die populären *Kapital*-Vorlesungen als Video herunterladen; eine Million Leute haben das bereits getan.

O-TON (12.54)

Well it is not that big when you think of it, it would have been nice if it was 10 million you know, I mean it's great that it is a million, but that does tell you something also. ... I think this is a moment where, you know, in the 1930ies there was a crisis and a lot of new ideas came out of that, and in the 1970ies there was a crisis and a lot of new ideas came out of that, we are going through this crisis and no new ideas have appeared at all, and I think people are looking, and one of the places they are looking is well may be Marx has something to say about it.

ÜBERSETZER

Nun, so viele sind das auch wieder nicht, es könnten ja auch 10 Millionen sein! Aber das zeigt doch schon etwas. So wie in den 1930er Jahren, als es eine Krise gab und eine Menge neuer Ideen aufkamen, oder in den 70ern, als es auch eine Krise gab und neue Ideen entstanden sind, so gehen wir gerade wieder durch eine Krise, neue Ideen sind zwar noch keine aufgetaucht, aber die Leute suchen danach, und ein Ort, an dem sie suchen, ist bei Marx; vielleicht hat er ja etwas dazu zu sagen.

AUTORIN

Eine schnelle Abfolge von Krisen hat die Weltwirtschaft in den letzten 20 Jahren immer wieder aufs Neue heftig erschüttert, und aus nicht-marxistischer Sicht ist nicht auszumachen, ob sie irgendeiner unsichtbaren Vernunft gehorchen oder schlicht Verrücktheit widerspiegeln. Jetzt ist auf Deutsch Harveys Lektüre von Band 1 des *Kapitals* erschienen. Sein Buch fußt auf den Vorlesungen, und die sind ein Mix aus chronologischem *close-reading*, es wird also an ausgewählten Textstellen gearbeitet, und Zusammenfassungen. Außerdem flicht Harvey historische Informationen zur Entstehungszeit des Werks ebenso wie Verweise auf die Gegenwart ein. Seine Lektüre verfährt in Marx' eigener Begrifflichkeit, um deren Verständnis es ja geht, aber das wird auf eine saloppe Art und Weise getan, die den Zuhörern bzw. Lesern auch die Angst vor dem ehrfurchterheischenden Riesenwerk nimmt und einen ersten, ziemlich

guten, d.h. verständlichen Einblick in Marx' dialektische Methode vermittelt. Ausgegangen wird vom berühmten ersten Satz:

ZITATOR

Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware.

AUTORIN

Harvey zeigt mit Marx, wie sich der in der Ware selbst enthaltene Grundwiderspruch, Gebrauchswert auf der einen, Tauschwert auf der anderen Seite, in x weiteren, immer komplexeren Widersprüchen artikuliert, wie jeder neue Widerspruch eine scheinbare Auflösung früherer Dichotomien ist und sich so ein immer umfassenderes Verständnis des Kapitalismus als „Ausweitung der Widersprüche“ entwickeln lässt. Harvey gelingt es, die ungeheure Abstraktion der Marx'schen Großargumentation Schritt für Schritt aufzuschlüsseln. Sein Buch versteht sich als Einführung, als Lesehilfe; selbstverständlich sollte sie die Lektüre des Originaltextes nicht ersetzen, aber sie funktioniert auch ohne das Original. Und das ist außerordentlich hilfreich, von nicht zu unterschätzendem Gebrauchswert, rettet es einen doch vor erschöpfender Hermeneutik, die in *Kapital*-Lesekreisen häufig anzutreffen ist, und damit vermutlich vorm Scheitern, weil man die Lektüre entweder schnell wieder abgebrochen oder gar nicht aufgenommen hätte. *Das Kapital* sagt Harvey

O-TON

it's open for all kind of things, but I think we have to be very adaptable, we have to be prepared to take on all sorts of new ideas. I mean the audience in 1970 was very political, you didn't have to persuade them politically, it was very often rather doctrinaire. During the 1990ies in this country in particuar there was a lot of what we call identity politics, everything was about race or gender or sexuality you know and again I had to negotiate with a lot of that and I again each time if you negotiate with something you also have to absorb some of it as well, so in a way my marxism became much more flexible in relationship to many of those dimensions as result of those encounters, it became much more flexible around questions of cultural, around the postmodern turn kind of thing, in a way my marxism has been evolving depending upon the circumstances around and the nature of the situation. And of course with the crisis that came out just in the last 2 or 3 years again it is an opportunity to reestablish a political-economic reading of the situation, but to do it in a way that is much more nuanced I think than would have been possible for me to do 20 or 30 years ago. So I think yeah my reading of Marx has also changed.

ÜBERSETZER

ist offen für alles Mögliche, und wir müssen anpassungsfähig sein und neue Ideen aufnehmen. In den Siebzigern waren die Zuhörer extrem politisch, man musste sie von nichts überzeugen; allerdings ging es da oft auch sehr doktrinär zu. In den Neunzigern drehte sich dann alles um Identitätspolitik, um Rasse, Gender, Sexualität, und ich habe eine Menge davon absorbiert. Mein Marxismus ist durch die Postmoderne viel flexibler geworden. Aber natürlich ist die Krise der letzten 2, 3 Jahre eine Gelegenheit, wieder eine politisch-ökonomische Lektüre der Situation vorzunehmen, das allerdings auf eine differenziertere Art und Weise zu tun, als es mir vor 20 oder 30 Jahren möglich gewesen wäre.

AUTORIN

Harvey zeigt Marx als eine Art Dekonstruktivist, zeigt, wie dieser sich im ersten Band des *Kapitals* die ebenfalls höchst abstrakten Thesen der klassischen, der bürgerlichen politischen Ökonomie seiner Zeit, von Adam Smith, David Ricardo u.a., vorgeknöpft hat. Rekonstruierend ist Marx vorgegangen, um nachzuweisen, dass deren liberale Vorstellungen einer perfekten Marktgesellschaft, in der rechtlich gleiche Warenbesitzer gleichwertige Waren tauschen, nur eine Utopie ist, die zuallererst schon einmal verschleiert, Marx nennt das Fetischisierung, dass die Natur nicht Geldbesitzer auf der einen und Lohnarbeiter auf der anderen Seite produziert hat. Eine Utopie, die darüber hinaus nicht erklären kann, wo der Mehrwert, der Profit, das Charakteristische der kapitalistischen Produktionsweise, denn eigentlich herkommt. „Das Geheimnis der Plusmacherei muss sich endlich enthüllen“, schreibt Marx. Der Mehrwert, und das ist seine bahnbrechende Erkenntnis, wird erzeugt von der Arbeitskraft, die in einem historischen Prozess selber eine Ware geworden ist, die auf dem Markt ver- und gekauft wird, allerdings eine Ware mit einer einzigartigen Fähigkeit, nämlich der, dass sie mehr Wert produzieren kann, als sie selbst besitzt. „Der Wert der Arbeitskraft ist der Wert der zur Erhaltung ihres Besitzers notwendigen Lebensmittel“, heißt es im *Kapital*. Es ist ihr Tauschwert. Der Wert aber, den der Kapitalbesitzer

abschöpft, die allseits bekannte Wertschöpfung, ist der nicht bezahlte Überschuss, gezogen aus ihrem Gebrauchswert, um den in vielen Arbeitskämpfen erbittert gestritten worden ist und immer noch gestritten wird. Marx zeigt, dass die Dogmen der liberalen Vision vollkommener Märkte nicht zu einem vorteilhaften Resultat für alle führen, dass vielmehr der tatsächlich existierende Kapitalismus wenige sehr reich macht und die meisten anderen in die Armut stürzt.

Harvey schlägt immer wieder den Bogen zum Neoliberalismus, der auf die klassischen liberalen Dogmen zurückgreift, dessen Rezepte seit den 70er Jahren angewendet werden. Alle haben gewiss noch die erst kürzlich verstummte Lobeshymne auf das neoliberale Gespenst der „unsichtbaren Hand“ im Ohr, die auf wundersame Weise, deregulierend, also ganz auf entfesselte Märkte setzend, das Gemeinwohl gleichsam automatisch herstellen würde. Entstanden sind dabei allerdings weltweit Bedingungen, die den von Marx beschriebenen englischen der 1850er und 1860er Jahre nicht unähnlich sind, sagt Harvey.

Weil, und auch das legt seine *Kapital*-Lektüre schlüssig dar, Kapitalismus „Akkumulation um der Akkumulation, Produktion um der Produktion willen“ ist, wie es bei Marx heißt, weil das Kapital sich immer in sich selbst verwertender Bewegung, sprich Zirkulation befindet, es aus Geld mehr Geld macht, ist Wachstum ein nicht zu hinterfragender kapitalistischer Imperativ.

O-TON (6.10)

I can imagine the end of capitalism fairly easily, ... and in fact not only can I imagine it now, I think it is becoming increasingly necessary, because capital is about growth, (9.00) a compound rate of growth of nearly 3% for 200 years, and it has now got at a point where it is increasingly difficult to maintain that compound rate of growth.

ÜBERSETZER

Ich kann mir das Ende des Kapitalismus vorstellen, ziemlich gut sogar. Und nicht nur kann ich es mir vorstellen, ich glaube sogar, dass es zunehmend notwendiger wird. Kapital hat mit Wachstum zu tun, seit 200 Jahren haben wir es mit einer etwa 3-prozentigen kumulierten Wachstumsrate zu tun. Wir sind jetzt aber an einem Punkt angelangt, wo es zunehmend schwieriger wird, ein derartiges Wachstum zu gewährleisten.

AUTORIN

Wer überhaupt erst einmal verstehen will, wie der Kapitalismus funktioniert, kommt um *Das Kapital* wohl nicht herum. David Harvey kann einem dabei mit seinem *A Companion to Marx's Capital*, wie das Buch im Original so hübsch heißt, auf die Sprünge helfen.

-
- 1. Franz Overbeck: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche.**
 - 2. Sabine Appel: Friedrich Nietzsche. Wanderer und freier Geist.**

Von Ludger Lütkehaus

Am 8. Januar 1889 kommt es in Turin, in der Unterkunft Friedrich Nietzsches nahe der Piazza Carlo Alberto, auf der er wenige Tage zuvor im Wahn zusammengebrochen war, zu einer „fürchterlichen“ Wiederbegegnung. Franz Overbeck, Nietzsches Basler Freund, nach einem alarmierenden Brief Nietzsches an den Basler Kollegen Jacob Burckhardt unverzüglich angereist, berichtet:

„Ich erblicke Nietzsche in einer Sophaecke kauern und lesend ... entsetzlich verfallen aussehend, er ... stürzt auf mich zu, umarmt mich heftig, mich erkennend, und bricht in einen Tränenstrom aus.“

Mit Hilfe eines Begleiters gelingt es Overbeck, Nietzsche nach Basel zu überführen. Am 10. Januar 1889 wird er in die Basler Psychiatrie eingeliefert. Eine Woche später trifft Nietzsches Mutter in Basel ein. Sie bringt den Sohn in die Jenaer Nervenklinik. Ein Jahr später erhält sie die Erlaubnis, ihn in ihre Naumburger Wohnung zu nehmen, wo sie ihn bis zu ihrem Tod 1897 hingebungsvoll pflegt.

Dann aber bemächtigt sich die Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, die Witwe des militanten Antisemiten Bernhard Förster, des inzwischen berühmt gewordenen Bruders. In der Weimarer „Villa Silberblick“ lässt sie den „lieben Kranken“ pflegen. Und sie verwaltet sein Werk. Sie schreibt, stilisiert, mystifiziert seine Biographie. Sie, die er einst auf das Kosewort „Lama“ getauft hatte, ohne schon soviel Böses zu ahnen, spuckt gegen ihre Feinde Gift und Galle. Sie fälscht seine Schriften und Briefe. Sie ist der böse Dämon Friedrich Nietzsches, der sein Werk zum Unglück für die Deutschen, zur Wegbereitung des Dritten Reiches macht.

Aber nicht bei allen hat die Schwester Erfolg, schon gar nicht kann sie alle überzeugen, am wenigsten Overbeck. Er stört sich an ihrer Nietzsche-Vermarktung, ihrem Nietzsche-Kult. Ihre Zeitgeistpropaganda ist ihm zuwider, vor allem ihr verhängnisvoller Antisemitismus, der aus dem Anti-Antisemiten Nietzsche schließlich einen NS-Propheten macht. Sie ist nach der Charakterisierung Overbecks die „Unglücksschwester“, eine „geradezu gefährliche“ Frau. Und Overbeck hat recht mit dieser Einschätzung.

Aber er hat auch eine große Schwäche: Er scheut den öffentlichen Konflikt. Die Auseinandersetzung findet fast ausschließlich in seinen privaten Notizen statt.

Indessen ist das verständlich, weil Overbeck in erster Linie persönlich berührt ist. Durch die Schwester nämlich fühlt er nicht nur das Bild Nietzsches, sondern auch seine Freundschaft zu Nietzsche bedroht, die er das „Hauptereignis seines Lebens“ nennt. Es ist eine postume innere Tragödie, die sich hier ereignet – ein Kampf um Nietzsche, während sich zugleich öffentlich der Herold des Übermenschen, der Heros des „Willens zur Macht“ zu Tode siegt.

Zwei Neuerscheinungen geben jetzt wieder Einblick in die späte, die Wahnsinnsgeschichte Nietzsches, in die Intensität der Freundschaft zwischen ihm und Overbeck, schließlich in die fatale Rolle der Schwester: die Nietzsche-Biographie von Sabine Appel und Franz Overbecks „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“ mit den Briefen Overbecks an Nietzsches Komponistenfreund und Sekretär Heinrich Köselitz alias Peter Gast aus der ersten Wahnsinnszeit.

Appels Lebensbeschreibung Nietzsches als „Wanderer und freier Geist“ ist auf dem von Curt Paul Janz, Werner Ross und Rüdiger Safranski bestens bestellten Feld der Nietzsche-Biographik ein mutiges, fast tollkühnes Unterfangen. Ohne eigentlich Neues zu sagen, löst Appel ihre Aufgabe aber nicht ungeschickt. Von Nietzsches Silser Idee der „Ewigen Wiederkehr“ her als Zentralidee sucht sie sein

offenbarungsähnliches Denken wie sein Leben zu begreifen, vernachlässigt allerdings, dass es bei Nietzsche keine Zentralperspektive, sondern nur konkurrierende, öfter höchst widersprüchliche Konzepte gibt.

Eine Kontinuität, der man eine ewige Wiederkehr wünschte, zeigt zwar auch die Geschichte der Freundschaft zwischen Nietzsche und Overbeck. Aber sie ist von tiefreichenden Irritationen nicht frei. Die Neuausgabe der „Erinnerungen“ Overbecks hat umso mehr den philologisch und psychologisch heiklen Mangel, dass sie der geglätteten Fassung des Overbeck-Schülers und -Freundes Carl Albrecht Bernoulli folgt, nicht den ungeschönten Aufzeichnungen von Overbeck selber, die Barbara von Reibnitz in ihrer großen Overbeck-Ausgabe dokumentiert hat. Auch hier wird das Perspektivische, Widersprüchliche vernachlässigt. Der Tiefengeschichte dieser Freundschaft wird man allein dann gerecht, wenn man sie in ihrer ganzen Zwiespältigkeit würdigt.

Nietzsche unterzeichnet einen seiner Briefe an den sieben Jahre Älteren: „Dein Freund und Bruder Friedrich Nietzsche.“ Im Rückblick notiert er: „’Mitten im Leben war ich vom guten Overbeck umgeben’ – vielleicht hätte sich sonst der andre Gefährte eingestellt – Mors.“ Overbeck wiederum äußert noch zwei Jahre nach Nietzsches Tod: „Nietzsche ist der Mensch in dessen Nähe ich am freiesten geathmet ... habe. Ich habe den lebendigen Menschen lieb gehabt.“

Aber die Beziehung Overbecks zu dem menschlich hilfsbedürftigen, geistig größeren Nietzsche war keineswegs ambivalenzfrei. Overbeck beginnt seine postumen Aufzeichnungen: „Nietzsche war kein im eigentlichen Sinn großer Mensch.“ Des ungeachtet bleibt es für Overbeck dabei: „Nietzsche war mir bald der außerordentlichste Mensch, der mir auf meinem Lebenswege vorgekommen war, und das blieb er mir auch.“

Die Unverbrüchlichkeit dieser Freundschaft blieb für Overbeck selbst dann noch intakt, als Nietzsches Schwester gegen Overbeck und das in Basel verwahrte Nietzsche-Archiv zu intrigieren begann, um ihre Deutung der Biographie und des Werkes ihres Bruders notfalls mit ihren Fälschungen durchzusetzen. Aber auch an einem Overbeck ging es nicht spurlos vorüber, dass sie ihm in ihrer Biographie das Gift des Argwohns in die Seele zu träufeln begann.

Seine größte persönliche Zuspitzung erfährt das Freundschaftsdrama, als die Machwerke der Schwester Overbeck immer mehr auch den Bruder verleiden und er aus ihrer Biographie erfahren zu müssen glaubt, dass Nietzsche die Freundschaft als bloßen zwischenmenschlichen Lückenbüßer instrumentalisiert, ja, sich ihrer geschämt habe. Das wäre in der Tat Freundschaftsverrat gewesen. Aber Overbeck hält selbst an diesem Tiefstpunkt an seiner Freundschaft und der „Schattenlosigkeit“ der lebendigen Beziehung fest.